

aus:

Hans-Hermann Pompe/ Thomas Schlegel (Hrsg.)
MitMenschengewinnen. Wegmarken für Mission in der
Region, Leipzig 2011, 29-34 (Kirche im Aufbruch; Bd.2)

Heinzpeter Hempelmann

Gott im Milieu

**Vom Vorbild Gottes, der seine Welt verlässt,
um bei uns in unserer Welt zu sein**

Wie können wir mit Menschen kommunizieren, die ganz anders sind als wir? Wie können wir das Evangelium weitergeben und vorleben, wenn Menschen ganz anders „ticken“ als wir? Auf diese Fragen finden wir schon im Neuen Testament eine atemberaubende Antwort. Paulus sagt: Diese Gesinnung sei in Euch, die auch in Jesus Christus war, und dann kommt das phantastische Christuslied, mit dem er den Weg des Sohnes Gottes in die Fremde und Tiefe besingt:

Orientiert euch an Jesus Christus: Obwohl er Gott in allem gleich war und Anteil an Gottes Herrschaft hatte, bestand er nicht auf seinen Vorrechten. Nein, er verzichtete darauf und wurde rechtlos wie ein Sklave. Er wurde wie jeder andere Mensch geboren und lebte als Mensch unter uns Menschen. Er erniedrigte sich selbst und war Gott gehorsam bis zum Tod, ja, bis zum schändlichen Tod am Kreuz. Darum hat Gott ihn auch herrlich zu sich erhoben und ihm den Namen gegeben, der über allen Namen steht. Vor Jesus werden sich einmal alle beugen: alle Mächte im Himmel, alle Menschen auf der Erde und alle im Totenreich. Und jeder ohne Ausnahme soll zur Ehre Gottes, des Vaters, bekennen: Jesus Christus ist der Herr! (Phil 2,5–11; nach „Hoffnung für alle“)

Dreierlei ist an diesem Weg Gottes zu uns, aus der Höhe in die Tiefe, aus der Heimat in die Fremde bemerkenswert:

Als Erstes: Der Sohn Gottes hält die Herrlichkeit bei Gott nicht krampfhaft und mit aller Macht fest, „wie ein Beutestück“ (so die Revidierte Elberfelder Übersetzung). Er lässt es sich nicht wohl sein beim Vater. Er hat zwar die absolute „Super-Mega“-Position. Schöner

und besser kann es ihm ja nicht gehen als dort, wo alles in Ordnung ist, wo er beim Vater ist; wo er die himmlischen Wohnverhältnisse teilt. Aber der Sohn Gottes lässt das los. Er bleibt nicht im Jenseits, im Jenseits unseres Leides; er bleibt nicht jenseits unserer Wirklichkeit des Todes, er bleibt nicht jenseits unserer verlorenen Welt in seiner heilen Welt. Das ist eigentlich unbegreiflich. Es gibt m. E. nur einen denkbaren Grund, der jemanden zu einem so unsinnigen Verhalten verleiten kann, und das ist Liebe. Wir müssen einen anderen schon sehr lieb haben, wenn wir eine Situation, die nicht besser sein könnte, aufgeben und uns auf einen so abenteuerlichen Weg einlassen. Und dieser Weg endete ja schließlich sogar tödlich. Nur eines konnte den Sohn Gottes zu einem solchen Schritt, zu einem solchen Weg motivieren: Und das war Liebe. Liebe, Lust und Frust – Sehnsucht nach denen, die eben nicht dabei waren, die eben nicht dazugehörten. Es fehlte eben doch etwas in dieser himmlischen Herrlichkeit: Und das waren wir. Genau das hat Gott gestört und darum sendet er den Sohn, und darum geht der Sohn.

Sind wir bereit, die sicheren Gebäude unserer schmucken Gemeindehäuser und unserer sauberen Kirche zu verlassen und auf die zuzugehen, die nicht dazugehören? Sind wir Christen uns selbst genug – oder merken wir, dass da jemand, dass da ganz viele fehlen? Können wir uns daran freuen, dass es uns so gut geht – und denen da draußen eben nicht? Sind wir bereit, die dicken Wände guter, eingespielter, harmonischer Beziehungen zu unseresgleichen zu durchbrechen und Wege zu suchen zu denen, die doch eigentlich auch dazugehören?

Das kann man sich nicht einfach vornehmen, das kann man nicht einfach wollen, dafür ist dieser Weg viel zu schwierig. Dazu bedarf es einer Liebe, die über der Wahrnehmung der Not anderer wächst, und die bereit wird, sich für sie einzusetzen. Diese Liebe kann man nicht machen. Zu einer solchen Zuwendung kann man sich nicht zwingen. Aber man kann sie erbitten und man kann sich für sie öffnen. Und wir werden sie leichter gewinnen, wenn wir die Not und den Mangel anderer Menschen nicht (nur) mit Ärger, sondern mit dem Blick der Barmherzigkeit ansehen.

Was wir hier lernen können? Gott kommuniziert und missioniert, weil er uns liebt und indem er uns liebt. Es darf ihn etwas kosten. Ihn treibt die Liebe zu denen, die in seinem Reich fehlen, und die Bereitschaft, für sie etwas einzusetzen.

Das Zweite, was wir lernen können: Der Sohn Gottes, selbst Gott, wird Mensch, ganz Mensch, so sehr Mensch, dass er verwechselbar wird mit anderen Menschen. Man hat es Jesus ja nicht angesehen, dass da der Sohn Gottes herumläuft, er war nicht zwei Köpfe größer als alle anderen. Der Sohn wurde Mensch durch und durch, bis dahin, dass man ihn der unmenschlichsten, der Kreuzigungsstrafe unterzogen hat. Der zu uns herunterkommende Gott ist nicht der Gott, der huldvoll unsere Zustände begutachtet, im Übrigen aber schaut, dass er sich nicht die Hände schmutzig macht oder sich ansteckt. Er bleibt nicht in Distanz, er tritt uns näher, ganz nahe. Er wartet nicht mehr, dass wir kommen; er weiß, dass wir das gar nicht schaffen – so beschäftigt, wie wir mit uns selbst sind.

Dieser Gott hält nicht Distanz, sondern er überwindet jede Distanz. Er tritt in unsere Lebenswelten ein und unterwirft sich unseren Lebensverhältnissen. Natürlich wäre es das einzig Sinnvolle, so zu werden wie er, aber ist das ernsthaft möglich? Er fordert nicht, dass wir erst einmal unsere Straße reinigen und unsere Zimmer putzen, dass wir erst einmal richtig sauber machen und aufräumen, bevor er nähertritt; in unser Leben eintritt. Er fordert nicht, dass wir ihm so ähnlich wie möglich werden; dass wir uns auf ihn einstellen; dass wir uns ihm anpassen. Es würde ja ohnehin nichts daraus. Das könnte ja nur schiefgehen. Heilig, ihm entsprechend, sind wir doch nur in unseren frommen, scheinbar frommen Träumen. Gott kommt zu uns, er wird wie wir und er passt sich unseren Lebensverhältnissen an, geht in sie ein; nimmt an ihnen teil – bis hin zu Hunger, Durst und Tod, Lust, Schmerz und Mangel.

Gott wartet nicht darauf, dass wir zu ihm kommen. Er macht sich auf, überwindet sämtliche „Ekelschranken“ und kommt zu uns. Gott geht hin, ins Milieu, in unsere Milieus; er tritt ein in unsere Lebenswelten, wie dunkel und schwierig sie auch sein mögen. Er

tut das ohne Vorbedingung. Er ist einfach da. Sind wir dazu bereit, uns zu überwinden, Ekelschranken zu überwinden? Zu Menschen zu gehen, deren Outfit uns verunsichert oder abschreckt; deren Musikgenuss wir nur gruselig oder geschmacklos finden; die wirklich nicht zu unserer bürgerlichen, geordneten Kultur gehören? Die Anschauungen haben, die wirklich unmöglich sind; die kaum lesen und schreiben können, vom Rechnen ganz zu schweigen; oder die ihre Nase hoch tragen und schon durch ihr gelacktes Äußeres signalisieren, dass sie sich für etwas Besseres halten? Bringen wir das Evangelium in diese Milieus hinein, einfach dadurch, dass wir als Menschen präsent sind und der lebendige Gott durch uns? Setzen wir uns dem aus, was uns nicht gefallen will und gefallen kann? Nehmen wir es wahr, dass auch diese Menschen, die so ganz anders leben als wir, Christus brauchen; dass es für sie nichts Wichtigeres geben kann, als von diesem Jesus aus Nazareth zu wissen und Anschluss an ihn zu gewinnen? Oder haben wir Vorbehalte; formulieren wir Vorbedingungen? Geht es uns darum, bei den Menschen zu sein oder mit unseresgleichen zusammenzusein? Das ist der Unterschied zwischen missionarischem und Wohlfühlchristentum.

Was wir hier bei Gott auch sehen: Er kommuniziert, indem er sein Gott-Sein, seine Identität preisgibt; indem er das aufgibt, was sein Leben, seine Existenzweise ausmacht. Jesus, der da unter uns lebt, ist ja nicht mehr derselbe, der die göttlichen Privilegien in der himmlischen Herrlichkeit beim Vater lebt und genießt. Wollen wir das? Sind wir bereit dazu, uns verändern zu lassen, unsere Gemeinden, Gruppen, Kreise; unseren Umgang mit Geld, Zeit und Medien – weil die, auf die wir uns einlassen, uns fordern; weil ihre Nöte uns beanspruchen und unsere heilen Kreise sprengen werden? Was wir lernen können, ist die Beweglichkeit, die Bereitschaft, in die Lebenswelten von Menschen hineinzugehen, an ihren Lebensverhältnissen teilzunehmen und mit ihnen zu leben. Wieder wird es wohl nicht durch einen einzigen heroischen Entschluss gehen. Wieder werden wir zunächst einmal zugeben müssen – und dürfen –, dass das alles doch recht viel verlangt ist. Und wieder dürfen wir den Gott, der

uns vorangegangen ist, darum bitten uns zu helfen, ihm auf diesem Weg zu folgen – Schritt um Schritt.

Und nun *das Dritte*, was wir lernen können von diesem herunterkommenden, „herunter gekommenen“ (so Michael Herbst) Gott. Dieser Gott ist unglaublich barmherzig, verständnisvoll, – obwohl er doch Gott ist, gut ist, gerecht ist. Der Hebräerbrief gibt einen atemberaubenden Grund an. Stünde das nicht in der Bibel, würde man selbst kaum den Mut haben, eine solche Vermutung zu äußern: Gott, der Sohn Gottes ist barmherzig, weil er Barmherzigkeit gelernt hat. Er kennt alles, hat alles kennen gelernt. Er wird in allem versucht wie wir Menschen. Nichts Menschliches liegt ihm fern. Er fällt nicht, aber er lernt doch, wie schwierig, wie heftig, wie abgründig und verzweifelt unser Leben oft ist (vgl. Hebr 2,17 f.; 4,15 f.; 5,7–9). Und diese Erfahrung macht ihn barmherzig. Sie verschließt dem Richter den Mund. Da nützt das himmlische Wissen über den gefallen Menschen, die Macht der Sünde, die Verlorenheit des Menschen offenbar nicht viel. Indem er bei uns ist, mit uns lebt, lernt er uns noch einmal ganz anders kennen. Die Not, die seine Liebe sieht, verschließt dem himmlischen Richter den Mund. Es ist die konkrete Wahrnehmung unserer Not; es ist das Leben unter uns und mit uns; es ist das Teilen unserer Lebensverhältnisse, was ihn barmherzig macht. Am Leiden mit uns lernt der göttliche Hohepriester Barmherzigkeit. Und dann begegnen wir in Jesus dem, der einer in flagranti, auf frischer Tat ertapten Ehebrecherin zuspricht: Ich verurteile dich nicht, mehr noch: der alle ihre Ankläger zum Urteilsverzicht zwingt: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!“ (Joh 8,7) Was für ein sehender und barmherziger, weil liebender Umgang mit den Mitmenschen!

Was wäre das für ein Christentum, was wären das für anziehende Christen, was wären das für attraktive Gemeinden, in denen man endgültig und definitiv darauf verzichten würde, abzuwerten, auf andere herabzusehen, andere zu verurteilen, die Welt in gut und böse, in besser, überlegen und schlecht, weil minderwertig aufzuteilen und natürlich immer zu wissen, wo man selbst steht. Was wären

das für attraktive, buchstäblich anziehende Orte, wo Menschen auf Verständnis, auf Barmherzigkeit treffen; auf den Willen, sich nicht an ihren Eigenheiten zu stoßen; ihre Unzulänglichkeiten nicht gegen sie zu verwenden; sich nicht über ihre Schwächen den Mund zu zerreißen. Was wäre das für ein Glaube, für eine Gotteserfahrung, die so tief und so echt ist, dass sie zum Urteilsverzicht zwingt. Was wäre das für eine Gemeinschaft von Christen, die nicht mehr danach fragt, wer besser und fehlerloser ist, sondern den besonders achtet, der die anderen in Barmherzigkeit überbietet.

Was wir von Gott lernen können, ist also – drittens – eine urteilsfreie Zuwendung, ein Erbarmen, das aus der Wahrnehmung der konkreten menschlichen Not wächst und das bereit ist, mit dem Nächsten mit zu leiden, anstatt ihn zu verurteilen oder abzuwerten. Lernen werden wir das freilich nur christusförmiger werden wir nur, wenn wir uns auf denselben Lernweg machen wie er: hinein in die Milieus, den Menschen zugewandt, leidend und lernend an ihrer Not, barmherzig mit uns und mit anderen.